

HEYNE <

DAS BUCH

Korruption bis in höchste politische Kreise gibt es nicht nur in Afrika, das weiß der Richter aus Paris sehr gut. Doch im Fall des Staatspräsidenten aus Äquatorialguinea geht es offenbar nicht nur um Schmiergelder, französische Luxusimmobilien und teure Autos, sondern auch um Prostitution und Mädchenhandel. Jacques Ricous Klage gegen den Machthaber hat jedoch ungeahnte Folgen: Der französische Präsident entlässt einen Minister, seine Chefin entzieht ihm ihr Vertrauen und seine Gegenspieler wollen ihn ein für alle Mal ausschalten. Sie planen eine Intrige, die, sollte sie gelingen, den Richter in seinem Amt für immer kaltstellen würde. Der Schlüssel der Affäre liegt in einem Schloss in der Normandie. Aber das wird Jacques Ricou erst klar, als es schon fast zu spät ist.

DER AUTOR

Ulrich Wickert, geboren 1942 in Tokio, ist einer der bekanntesten Journalisten Deutschlands. Er war als Korrespondent in den USA und in Frankreich tätig, außerdem langjähriger Moderator der *Tagesthemen*. Er lebt in Hamburg und Südfrankreich, wo er neben politischen Sachbüchern auch Kriminalromane schreibt.

LIEFERBARE TITEL

Der Richter aus Paris

Die Wüstenkönigin

Das marokkanische Mädchen

ULRICH WICKERT

DAS SCHLOSS
IN DER NORMANDIE

EIN FALL FÜR JACQUES RICOU

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Vollständige Taschenbuchausgabe 02/2017
Copyright © 2015 by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg

Copyright © 2015 dieser Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Printed in Germany

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München,
nach einer Gestaltung von FAVORITBUERO, München

Umschlagmotiv: © plainpicture/Yann Grancher
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-41866-0

www.heyne.de

Für Julia

DIE FLUCHT

Gegen Abend zogen Gewitterwolken auf. Gut, dachte Tracy. Dann wird's früh dunkel.

Der Wind peitschte die Bäume im Park.

In der Schlossklinik war kurz vor acht schon Nachtruhe eingekehrt, die Hauptpforte aus unerklärlichen Gründen fest verschlossen.

Tracy kletterte über die enge Treppe in das Dach des Turms und schleppte die aufgewickelte Hängeleiter an die Öffnung zum Wassergraben hin.

Es fing an zu regnen.

In der Ferne leuchteten Blitze in den bedrohlich schwarzen Wolken auf. Es dauerte zehn Sekunden, bis der Donnerschlag folgte.

Vor zwei Wochen war Tracy wegen starker traumatischer Störungen aufgenommen worden – als Privatpatientin von Professor Jean Allain, Präsident der Psychiatrischen Gesellschaft Frankreichs und seit drei Jahren sogar Präsident der Weltorganisation für Psychiatrie.

Beim Rundgang durch das alte Schloss hatte der eitle Professor ihr stolz vom Turm aus den Blick auf die grünen Weiden der Normandie gezeigt und auf die Leiter hingewiesen. Feuerschutz, sagte er.

Sie ließ die Leiter genau am Fenster von Togo-toys Zimmer vorbei hinunterfallen.

Tracy kletterte hinab und klopfte an das leicht geöffnete Fenster.

Togo-toy kam mit einem kleinen Rucksack heraus.

Tracy erklärte ihr, sie solle sich langsam und vorsichtig Stufe um Stufe nach unten hangeln. Immer eine Hand fest an den Seilen. Dann könne nichts passieren.

»Gib mir deinen Rucksack«, sagte Tracy. »Und Vorsicht, der Regen macht alles sehr glitschig. Wenn du unten ankommst, bleib auf der letzten Stufe stehen. Ich komme gleich nach.«

Togo-toy zitterte vor Angst. Aber noch größer war die Furcht vor den Qualen, die sie erleiden müsste, wenn sie in der Klinik bliebe. Alles angeblich aus therapeutischen Gründen. Langsam und unsicher stieg sie hinab. Plötzlich gab sie einen Schreckenslaut von sich.

»Was ist?«, fragte Tracy leise.

»Wasser. Da ist Wasser«, sagte Togo-toy. »Ich kann nicht schwimmen.«

»Keine Sorge. Das ist der Wassergraben des Schlosses. Der ist keinen Meter tief.«

»Ich kann aber nicht schwimmen!« Togo-toy hatte Panik in der Stimme.

»Ganz ruhig!«, rief Tracy. Sie seufzte und kletterte über Togo-toy hinweg. Als sie im Wasser stand, hielt sie Togo-toys Beine.

»Jetzt Schritt für Schritt. Ich führe dich.«

Das Wasser ging ihnen bis knapp übers Knie. Der Graben war fünf Meter breit. Auf der anderen Seite begann der große Schlosspark.

In gebückter Haltung liefen sie los, arbeiteten sich Deckung suchend von Baum zu Baum voran. Tracy gab die Kommandos. Sie schickte Togo-toy vor und folgte ihr in einigem Abstand.

Ziel war der Parkplatz vor der Kirche auf der anderen Seite des kleinen Wegs.

Im Schutz einer Trauerweide kletterte Tracy auf die zwei Meter hohe Sandsteinmauer und zog Togo-toy, schwer wie ein nasser Sack, mühsam hoch.

Auf dem Parkplatz standen nur wenige Wagen. Tracy schaute sich kurz um, dann rannte sie auf einen älteren Peugeot zu, öffnete die Tür im Handumdrehen und winkte Togo-toy heran.

»Komm, setz dich!«

»Warum nehmen wir ausgerechnet diese alte Blechkarre?«, fragte Togo-toy.

»Die kann ich kurzschließen. Bei modernen Autos muss man ja Elektroniker sein, um sie ohne Schlüssel anzulassen.«

»Dass du so was kannst!«

»Als Polizistin lernt man das.«

Wahrscheinlich hätte sie auch jeden Neuwagen mühelos geknackt. Aber ein gebrauchter, dachte sie, wirkt unauffälliger.

Tracy nahm den Gang raus, bückte sich unter das Lenkrad, fummelte an einigen Kabeln herum, und der Wagen sprang an.

»Brav«, sagte Tracy und tätschelte das Lenkrad, als sei es ein Pferdehals. »Und fast vollgetankt. Da hat uns jemand einen Gefallen getan.«

Sie fuhr langsam und vorsichtig vom Parkplatz. Erst

als sie die Landstraße in Richtung Livarot erreicht hatten, gab sie Gas. Tracy hielt Togo-toy die Hand hin. Die Afrikanerin schlug ein, lachte laut und rief: »Flucht aus der Folterburg! Wir haben's geschafft!«

»Noch sind wir nicht in Paris«, wiegelte Tracy ab, »du weißt nicht, wozu die fähig sind.«

Sie schwiegen. Tracys Gedanken eilten ihr voraus nach Paris. Sie dachte an die aufregenden Nächte am Quai der Seine und versuchte sich die erstaunte Miene des Barkeepers vorzustellen, wenn sie plötzlich wieder vor ihm stehen würde.

»Wo willst du jetzt hin?«, fragte Togo-toy schließlich.

»Kennst du das Galway am Pont Saint-Michel?«

»Nee, was ist das?«

»Ein irisches Pub. Tolle Stimmung. Haben fast jeden Abend Live-Musik. Da arbeitet jemand, den ich kenne.« Tracy träumte einen Moment, lächelte und fügte hinzu: »Den ich sehr gut kenne!«

Dann fragte sie die Togolesin: »Und du möchtest wirklich zu deiner Madam?«

»Ja, sicher. Hab ich dir nicht erzählt, dass ich ihr durch ein Gelübde verbunden bin? Sie ist fast so was wie meine Familie hier in Frankreich. Ich nenne sie sogar Mama.«

DER JUJU-PRIESTER

Er sah zwar nicht gut aus, aber er war reich – für ihre Verhältnisse. Seine Hütte lag in der Nähe des alten Fußballstadions von Malabo. Und der Blick auf das Feld dahinter war unverdeckt. Dort verrosteten die Karosserien von einem Dutzend wild durcheinandergeworfener Autos.

Dreimal kuschelte sich Denise in sein Bett, dann schwärmte er ihr vom Leben in Frankreich vor. Er war älter als sie und hatte schon was erlebt. Ja, hier in Äquatorialguinea verdiene er nicht schlecht, räumte er ein. Immerhin könne er sich ein Motorrad leisten. Aber dort würden sie wirklich reich werden. Und dann fragte er sie, ob sie mitkommen wolle.

Denise war siebzehn Jahre alt und sah hübsch aus. Sie wünschte sich nichts sehnlicher, als in Geld zu schwimmen.

Warum sollte sie nicht mit ihm nach Paris reisen, überlegte sie. Französisch war kein Problem. Das sprach man auch hier in Malabo auf den Ämtern.

Als sie schließlich nickte, umarmte er sie, gab ihr einen Kuss auf die nackte Schulter und stieg aus dem Bett.

Dann sagte er: »Zieh dich an. Wir müssen vorher nur noch zum Priester. Morgen geht das Flugzeug nach Paris.«

Denise umklammerte ihn fest, als er sich schnell mit dem Motorrad durch den Verkehr schlängelte. Er hatte noch kurz vor ihrer Abfahrt telefoniert. Ein Priester in Rebola wartete auf sie.

Am großen Friedhof von Malabo vorbei mit seinen alten Grabsteinen führte der Weg einige wenige Kilometer durch den tropischen Wald bis zu dem kleinen Ort Rebola mit seiner steinernen Kirche.

»Es ist ein protestantischer Priester«, sagte er, »aber das macht nichts. Er kennt sich aus mit Juju, mit Mami Wata und Eshu.«

Denise fragte nicht. Sie wollte reich werden, zur Not auch in Paris. Und wenn er das versprach, war ihr alles andere egal. Sie vertraute ihrem Freund. Der war in der Welt herumgekommen und erfahren. Wahrscheinlich würde der Priester die Götter und Geister um Schutz für ihre Reise bitten.

In der Kirche von Rebola führte ihr Freund sie durch mehrere Gänge in eine dunkle Halle und klopfte an eine Holztür. Der Priester öffnete ihnen im bunten Juju-Gewand. An der Seite seines Zylinderhuts waren Knochen befestigt. In seiner Rechten hielt er ein lebendiges Huhn an den Füßen. Das Blut war dem Tier in den Kopf geschossen und hatte es betäubt.

»Nimm!«, sagte er und reichte das Tier Denise' Begleiter.

Dann setzte der Priester sich auf den Boden, füllte mit beiden Händen feinen Ruß in eine kleine Urne und sagte zu Denise:

»Zieh dich aus! Zieh dich ganz aus und gib mir deine Unterhose.«

Unsicher schaute sie zu ihrem Freund, der nickte ihr mit ernster Miene zu.

Denise zögerte einen Augenblick, dann überwand sie ihre Scheu und zog sich aus.

Es war nicht die erste Beschwörungszeremonie, die sie erlebte. Aber zum ersten Mal ging es jetzt um sie.

Der Priester begann das Juju-Ritual.

Mit einer Rasierklinge schnitt er ihr Haare vom Kopf ab, vom Unterarm und von der Scham. Zusammen mit Fuß- und Fingernägeln warf er sie in das Gefäß mit dem Ruß.

An der Wand hing ein Karton mit einem Bild von Eshu, dem böartigen Halbgott. Der Priester rief den Geist an, eins zu werden mit dem Ruß in der Urne.

»Deine Reise wird viel Geld kosten. Bezahlen wird es Madam. Schwöre vor Eshu, dass du alles zurückzahlen wirst. Schwöre, dass du tun wirst, was Madam von dir verlangt. Schwöre, dass du nicht wegrennen wirst, und schwöre, dass du mit niemandem darüber sprichst.«

Denise nickte. Ihr Freund glaubte, sie sei Jungfrau gewesen. Aber sie hatte schon einige Männer ausprobiert mit dem Ziel, im Leben weiterzukommen. Würde ihr Freund nicht die Reise bezahlen und ihr in Paris auf dem Weg zum Reichtum zur Seite stehen, dann eben Madam. So sehr liebte sie ihn nun wirklich nicht. Und was würde Madam von ihr in Paris wohl verlangen?

Denise hatte sich schon immer zu behaupten gewusst. Und deshalb würde sie sich auch auf dieses Abenteuer einlassen. Immer noch besser, als in Malabo als Fruchtverkäuferin auf dem Markt zu enden, wo geile Männer sie angrapschten, und mit vielen Kindern am Rockzipfel

alt zu werden wie ihre Mutter, wie ihre Großmutter, wie ihre Tanten.

Ihr Freund sagte: »Du musst es schwören!«

»Ich schwöre es«, sagte sie schnell und bestimmt.

»Leg dich hin«, befahl der Priester.

Sie ging geschwind in die Hocke, setzte sich, legte sich mit dem Rücken auf den kalten Steinboden und streckte die Beine aus. Die Knie drückte sie fest zusammen. Der Priester sollte auf keine dummen Gedanken kommen.

Er ritzte ihr mit der Ecke seiner Rasierklinge kleine Wunden in die Haut und rieb den mit Haaren und Fingernägeln vermischten Ruß in die feinen Schnitte. So konnte der Geist in ihren Körper eindringen.

Und würde sie den Schwur nicht einhalten, dann könnte der Geist mit Eshu in Verbindung treten. Eshu würde die tot-toten Geister entsenden, um Denise zu quälen und zu töten. Und vielleicht auch ihren Freund, ihre Eltern, ihre Geschwister.

»Das Huhn!«, sagte der Priester und streckte den Arm aus.

Denise' Freund reichte es ihm.

Der Magier trennte dem Tier mit einer geschickten Bewegung den Kopf ab, sprühte das Blut des zappelnden Körpers über Denise, schnitt das Hühnerherz aus dem Brustkorb und reichte es Denise mit dem Befehl: »Iss!«

Der Herzmuskel war warm und weich. Sie biss kleine Stücke ab und schluckte sie hinunter. Sie dachte nicht darüber nach, ob es schmeckte, denn jeder Happen brachte sie dem Ende des Regenbogens näher.

Die Juju-Zeremonie war vorbei.

Der Priester zog ein Handy hervor, drückte auf eine

Taste, wartete eine Weile, sprach leise hinein und gab dann das Telefon Denise.

»Sprich mit Madam.«

Denise nahm das Telefon und hielt es sich ans Ohr.

»Hallo, hallo?«, fragte nach einem Moment der Stille eine kräftige Frauenstimme.

»Ja«, sagte Denise.

»Du heißt Denise?«

»Ja.«

»Nenn mich Mama. Du behältst jetzt das Handy, das der Priester dir gegeben hat. Damit fliegst du morgen nach Paris. Dein Freund muss noch ein wenig in Malabo bleiben und seine Sachen regeln. Er bringt dich zum Flugzeug. Und ich hole dich in Paris am Flughafen ab.«

FAHRT DURCH DIE NACHT

Hier stinkt's nach Kuhstall«, sagte Togo-toy, schüttelte den Kopf und hielt sich die Nase zu.

»Nein, das riecht gut. Nach Livarot. Ein milder Käse«, lachte Tracy und wies auf den Parkplatz vor einem Fabrikationsgebäude, an dem sie vorbeifuhren. Dort stand ein Lastwagen mit der Aufschrift »Fromagerie de La Houssaye«.

»Nix für Togo-toy!«

»Magst du keinen Käse?«

»Nee.« Sie zog die Schultern hoch und schüttelte sich vor Ekel.

»Wie bist du eigentlich zu deinem merkwürdigen Namen gekommen? Togo-toy?«, fragte Tracy.

»Ach, das ist ganz einfach. Ich stamme aus Togo. Und dort bestimmt der Wochentag, an dem du geboren wirst, deinen Namen. Ich bin an einem Sonntag zur Welt gekommen und heiße deswegen Akossiva. Gut, das mag euch Weißen nix sagen. Als ich dann nach Paris zu Madam kam, steckte sie mich zuerst zu ihrem Herrn ins Bett.«

»Zu ihrem Mann? Was sind das denn für Sitten?«

»Nein, nicht ihrem Mann. Madam ist nicht verheiratet. Die ging früher auch auf den Strich im Bois de Boulogne. Madam führt den Haushalt für ihren Herrn.

Der lebt in der Avenue Foch und ist total reich. Jesu. Hat die teuersten Autos und probiert erst einmal alle Mädchen aus, die zu Madam geschickt werden. Weil ich Sex eigentlich mag und an einem Mann gern rumspiele, hat er mich *toy* genannt, Spielzeug. Und weil ich aus Togo stamme, wurde es Togo-toy. Er konnte sich darüber ausschütten vor Lachen.«

»Und wer ist dieser Jesu? Ein Zuhälter?«

»Nein.« Togo-toy musste grinsen. »Eigentlich ist er Landwirtschaftsminister von Äquatorialguinea. Sein Vater ist dort Präsident. Und deshalb schwimmt er in Geld. Der hat sogar ein eigenes Flugzeug. Mit dem fliegt er ab und zu heim, um zu regieren, wie er sagt.«

»Wenn der so reich ist, warum bist du dann anschaffen gegangen?«

»Warum wohl? Ich war doch nur sein Spielzeug. Ich denke, du bist bei der Polizei. Dann wirst du doch wissen, wie das geht. Du wirst angelockt und in einer Jujuzeremonie ...«

»Was ist das?«, fragte Tracy.

»So ähnlich wie Voodoo, nur ernster. Da bindet dich ein Priester mit Hilfe der guten und der bösen Geister an Madam. Wenn du dann in Paris bist, wirst du fertiggemacht. Du hast Schulden, die musst du abzahlen. Das verdienst du schneller auf dem Strich als in einer Näherei.«

»Und wie lang machst du das schon?«

»Fast zwanzig Jahre habe ich es gemacht. Dann wurde ich langsam zu alt. Meinte der Partner von Jesu. Und um wenigstens noch was zu verdienen, wurde ich in die Klinik gesteckt. Ich glaube, Jesu hätte mich gern noch

ab und zu als Spielzeug benutzt. Am Abend, bevor ich in die Klinik gebracht wurde, hat er mich wieder einmal kommen lassen. War gar nicht schlecht. Er ist sauber, riecht gut. Lässt mich gern spielen.«

Togo-toy lachte.

»Bekommst du wenigstens Geld von der Klinik? Für die Versuche, die sie mit dir anstellen? Ist das deine Arbeit?«

»Arbeit kannst du das wirklich nicht nennen. Diese Quälerei. Und Geld? Nein, Madam kriegt's, oder wer auch immer. Ich habe immer noch nicht alle Schulden abbezahlt, sagt Madam.«

Sie schwiegen.

»Und du?« Togo-toy sah sie fragend an. »Warum bist du freiwillig in die Klinik gekommen?«

Tracy zögerte einen Augenblick. Dann sagte sie: »Ich habe im Dienst einen Mann erschossen. Es war Notwehr. Und es war auch okay. Also, es war okay für die Staatsanwaltschaft, und auch die interne Klärung hat nichts zu beanstanden gehabt. Aber ich werde damit nicht fertig.«

»Warum wirst du damit nicht fertig?«

»Wenn ich das wüsste, wäre ich nicht in die Klinik gegangen.«

»Aber warum gerade da hin?«

»Weil Professor Jean Allain angeblich einer der besten Psychiater der Welt ist. Der hat moderne Ansichten, heißt es. Und er ist auch in Kanada sehr berühmt. Ein Sonderfonds der Polizei in Québec zahlt die Behandlung.«

Beide hingen wieder ihren Gedanken nach.

Tracy fuhr schneller als erlaubt.

Sie träumte vom Gesicht des Barkeepers aus dem irischen Pub. In ihrer Erinnerung lag er auf ihr und stützte sich mit den Ellenbogen auf. Er schaute auf sie hinunter, lächelte und gab ihr einen Kuss. In ihrer Erinnerung.

Sie schaute auf die Tanknadel. Das Benzin würde bis nach Paris reichen.

»Und warum hast du so viele Schulden?«, fragte Tracy.

»Erst einmal musst du von Togo aus hierherkommen. Das kostet einen Vermittler. Dann brauchst du Papiere. Und schließlich musst du hier wohnen und essen. Wenn du mit Fünftausend Schulden anfängst, dann berechnen sie dir auch Zinsen. Wahrscheinlich werde ich es nie schaffen.« Sie seufzte. Dann zuckte sie mit den Schultern. »Madam ist zwar streng, aber sie macht mir wenigstens keinen Stress. Und den anderen auch nicht.«

»Wie viele seid ihr denn?«

»Keine Ahnung. Ich kenne nur sechs oder sieben, mit denen ich hin und wieder zusammengewohnt habe.«

»Und bist du freiwillig in die Klinik gegangen?«

»Ja. Ich dachte, ich solle dort Krankenschwester spielen oder putzen oder in der Küche helfen, weiß der Teufel was!«

»Und wie lang bist du schon dort?«

»Das weiß ich nicht so genau. Aber es sind schon einige Monate.«

»Warum weißt du das nicht so genau?«

»Durch die Behandlungen habe ich irgendwie das Gefühl für Zeit verloren.«

FRAUENHÄNDLER

Rocco Kapo ließ sich, wenn er in Paris war, nur deswegen in seinem Rolls-Royce Phantom chauffieren, weil der hohe Sitz auf der Rückbank es ihm leicht machte auszustiegen. Die Multiple Sklerose, die ihn seit zehn Jahren plagte, zwang ihn meist in den Rollstuhl. In der um fünfundzwanzig Zentimeter verlängerten Ausgabe des Phantom konnte er seine Beine so lang ausstrecken wie im Sessel seines Salons in der Villa am Strand von Malabo.

Sein Leibwächter saß neben dem Fahrer.

Der Verkehr war jetzt um zehn Uhr abends um den Étoile herum noch sehr dicht. Doch als der Wagen in die stille Avenue Foch einbog, hatte Rocco Kapo für einen Glücksmoment das Gefühl, er schwebe auf einer gedämpften Wattewolke. Hier fühlte sich der ehemalige Croupier aus Monaco zu Hause.

Die Avenue ähnelte einem Park, in dem die teuersten Wohnungen der Stadt lagen. Nur Eingeweihte wie Rocco Kapo wussten, welcher Reichtum sich hinter den Fassaden der fünf- und sechsgeschossigen Häuser verbarg. Und wie dieser Reichtum angehäuft worden war.

Der Phantom hielt vor einem gewöhnlichen Gittertor. Avenue Foch Nummer 42.

Der Leibwächter schob den Milliardär im Rollstuhl

zur Haustür. Madam öffnete, sobald sie sich näherten. Madam hatte ihre Ankunft erwartet und über Videokamera beobachtet.

»Exzellenz bittet Sie nach oben«, sagte die stämmige Afrikanerin, vornehm in bunte Seide gekleidet, und führte Rocco Kapo durch die hohe Eingangshalle, die über zwei Stockwerke reichte, zu einem geräumigen Aufzug, dessen Eingang hinter einer hölzernen Schranktür aus dem 18. Jahrhundert versteckt war.

»Exzellenz erwartet sie oben in seinem Privatsalon«, sagte sie und schloss die Tür von außen.

Rocco stierte vor sich hin.

Er war müde.

Die Wände des Aufzugs waren mit handgewebten Stoffen ausgeschlagen. Entweder stammten sie aus der Zeit von Louis XV oder waren in einer der traditionellen Webereien in Lyon nach altem Muster hergestellt worden. Das war sehr teuer. Denn selbst ein geübter Weber schaffte an einem traditionellen Jacquard-Webstuhl, der immerhin schon mit Lochstreifen betrieben wurde, höchstens einen Meter Stoff im Monat.

»Kann man hier keine Knöpfe drücken?«, fragte der Leibwächter. »Das Ding bewegt sich ja gar nicht.«

Rocco lächelte: »Kein Angst, das Ding bewegt sich. Eine Sicherheitsvorkehrung. Der Fahrstuhl wird ferngesteuert. In diesem Hôtel particulier ist alles topmodern.«

»Sieht aber verdammt alt aus.«

Die Tür ging sachte auf.

»Rocco, schön dich wiederzusehen«, begrüßte Jesu Sedar Mango den Mann im Rollstuhl. Auch im Haus trug

er seine Sonnenbrille, zu jeder Tag- und Nachtzeit. Sie war sein wichtiges Statussymbol.

»Jesu, mein Lieber!« Rocco streckte ihm seine Hand entgegen. Jesu, Vizepräsident und Landwirtschaftsminister von Äquatorialguinea, ergriff sie und zog Rocco kraftvoll aus dem Rollstuhl.

»Geht's?«, fragte Jesu. »Setz dich in einen bequemen Sessel. Ich habe eine Flasche Petrus '47 dekantieren lassen.«

»Kann ich erst einmal ein einfaches Glas Wasser haben?«, sagte Rocco. Er wollte dem Sohn des Staatspräsidenten dieses kleinen afrikanischen Landes, in dessen Hauptstadt Malabo er auch eine seiner vielen Residenzen besaß, gleich zu verstehen geben, dass ihn seine protzige Angeberei nicht beeindruckte. Er stützte sich auf den Arm von Jesu, ging in dem riesigen Salon sicheren Schritts zu einer Sitzgruppe und ließ sich in einen leichten Sessel im Louis-XV-Stil nieder. Die gewebten, abgewetzten Bezüge der Rückenlehne und Sitzfläche zeigten Szenen aus Fabeln von Jean de La Fontaine.

Jesu Mango wies auf die Sitzgruppe und sagte: »Hab ich auf der Versteigerung der Sammlung Bergé-Yves Saint Laurent gekauft.«

Rocco, der sich die Sammlerwut von Jesu mit dem Aufsteigersyndrom des Sohnes eines afrikanischen Potentaten erklärte, ging auf diese Bemerkung nicht ein, sondern sagte: »Wir haben ein Problem. Oder eher: Du hast ein Problem. Ich war gestern bei Transparency mit einem Friedensangebot, das dein Vater vorgeschlagen hat. Aber die gehen darauf nicht ein. Ich fürchte, sie werden die Klage bald einreichen.«

»Und kannst du die nicht über die Regierung blockieren?«

»Das hast du mit deinem unkontrollierten Verhalten selber vergeigt«, sagte Rocco. Er war unbarmherzig, wenn es darum ging, dem Sohn des Präsidenten klarzumachen, dass er mit seiner Überheblichkeit in Paris nicht weit kam. »Hättest du den Staatsminister für wirtschaftliche Zusammenarbeit beim Empfang im Quai d'Orsay nicht so grässlich abgesnobt, hätte ich da vielleicht noch was machen können. Aber jetzt ist er verärgert und wird alles tun, um es dir heimzuzahlen.«

»Die kommen mit der Klage nie durch«, sagte Jesu, »ich habe jemand auf den Nebenkläger angesetzt. Ich bin sicher, dass wir den so einschüchtern können, dass er aufgibt.«

»Da bin ich anderer Meinung. Aber da ist noch etwas. Wenn du Pech hast, kommt die Klage in die Hände von Untersuchungsrichter Jacques Ricou. Und der ist unbe-rechenbar.«

»Was kostet mich das?«

»Du kannst nicht jeden kaufen, kapier das endlich!« Rocco sah Jesu ernst an. Dann seufzte er. »Du weißt vielleicht nicht, dass Untersuchungsrichter in Frankreich völlig unabhängig sind. Denen kann von oben niemand eine Weisung geben. Nicht einmal der Justizminister. Wie ich Ricou kenne, lässt der dich erst einmal verhaften und steckt dich für eine Woche in La Santé.«

La Santé war das Gefängnis im 14. Arrondissement, in dem für prominente Gefangene eine besondere Etage reserviert war.

»Das traut er sich nicht!«

»Du kennst Ricou nicht. Der hat sogar schon einmal einem unserer Präsidenten eine Vorladung geschickt.«

»Und, ist er hingegangen?«

»Natürlich nicht.«

»Dann gehe ich eben auch nicht hin.«

»Ich vermute, er wird dich einfach von der Polizei abholen lassen.«

»Dann besorge ich mir eben einen Diplomatenpass. Dann bin ich für die französische Justiz und Polizei immun. Die können mich mal!« Jesu lachte laut.

Rocco schüttelte resigniert den Kopf und schwieg.

Jesu goss ihm aus einer Kristallkaraffe ein Glas vom Petrus ein. Rocco nahm es hoch, schnupperte einen Augenblick am Wein und nahm einen Schluck. Dann stellte er das Glas wieder ab und wechselte das Thema.

»Wann kommt die nächste Lieferung? Du hattest sie für letzte Woche versprochen.«

»Mach dir mal keine Sorgen«, antwortete Jesu. »Morgen Abend. Ich habe den Transport aus einem ganz besonderen Grund um einige Tage verschoben.«

»Und der wäre?«

»Mein bester Lieferant hat noch eine richtige Trophäe aufgetan. Die wird dich ein bisschen teurer kommen als die anderen.«

»Vergiss nicht, wir haben ein Pauschalabkommen. Fünftausend pro Kopf. Das muss ja auch erst mal wieder eingespielt werden.«

»Warte«, sagte Jesu, sprang auf und eilte zu einem alten Schreibtisch, für den er bei der letzten Versteigerung fast zwei Millionen Euro ausgegeben hatte. Er nahm sein weißes iPad, wischte auf dem Weg zurück mehr-

mals über das Display und reichte Rocco das Gerät mit stolzem Grinsen.

Mit geschlossenen Augen lag Denise nackt vor dem Juju-Priester, der sie mit dem Blut des kopflosen Huhns besprühte. Sie wirkte wie in Trance. So stellte sich Jesu Mango ihren Gesichtsausdruck nach erfolgtem Liebesakt vor. Ihr Freund hatte das Bild mit seinem Handy aufgenommen und Jesu geschickt.

»In der Tat, nicht schlecht«, sagte Rocco, »kann ich gut gebrauchen. Hat sie was in der Birne? Dann könnte ich sie im Casino in der Avenue de Wagram einsetzen. Für das gehobene Publikum. Zu einem entsprechenden Preis.«

»Siebzehn Jahre alt. Und nicht dumm. Nein, sogar ehrgeizig, wurde mir gesagt. Die macht alles, wenn's nur Geld bringt. Aber ich werde sie hier erst einmal persönlich einweisen.«

»Behalt sie nicht zu lang. Du verdirbst solche Mädchen. War mit Togo-toy auch nicht anders. Ist sich immer als was Besseres vorgekommen. Wir hatten zuletzt Schwierigkeiten, sie woanders unterzubringen. Dabei kann bei der Zweitverwertung häufig noch einmal ein schöner Batzen reinkommen.«

»Und wie laufen sonst die Geschäfte?«

»Nicht schlecht. Wir müssen uns mal mit deinem Vater in Malabo zusammensetzen. Ich hätte da noch die eine oder andere Idee. Wir könnten mehr aus dem Ölgeschäft rausholen. Und wenn du mich am Holzschlag beteiligst, gebe ich dir bessere Bedingungen als die Briten, an die du jetzt verkaufst.«

An Roccas Werdegang vom Croupier in Monaco zum

Milliardär in Afrika war die französische Justiz schuld. Er hatte sich an einem Casino in Bandol an der Côte d'Azur beteiligt, wo – wie sollte es anders sein – auch Geld für das Milieu von Marseille gewaschen wurde. Das flog auf. Rocco Kapo kam mit einer Bewährungsstrafe davon und beschloss, in Frankreich keine Geschäfte mehr zu machen. Stattdessen eröffnete er Spielhöhlen und Wettbüros in Ländern südlich der Sahara und scheffelte horrend Summen. Und weil er so klug war, die Machthaber von Gabun, Togo, Benin, Äquatorialguinea, Kongo und Mali an seinen Gewinnen zu beteiligen, zogen sie ihn als Ratgeber heran. Er zeigte ihnen Mittel und Wege, wie sie ebenfalls leicht Hunderte von Millionen verdienen konnten.

Eher nebenbei gründete Rocco auch eine kleine Sicherheitsfirma. Der Präsident von Gabun hatte ihn gebeten, eine Leibgarde aus weißen Söldnern aufzubauen. Es war nur eine Frage des Geldes. Bald hatte er für ein halbes Dutzend Präsidenten französische Legionäre, deutsche, britische und auch amerikanische Söldner angeheuert. Für ihre Sicherheit war den afrikanischen Kunden nichts zu teuer. Und weil Leibwächter viel erfahren, baute Rocco ein Informationsnetzwerk auf, mit dem er den französischen Auslandsgeheimdienst gegen hohe Honorare fütterte.

Auf der Suche nach vertrauenswürdigen Söldnern war Rocco auch auf eine amerikanische Firma gestoßen, die ein ehemaliger CIA-Mitarbeiter namens James Mitchell gegründet hatte, um ein Folterprogramm an Al-Qaida-Gefangenen durchzuführen. Dafür hatte Mitchell vom US-Geheimdienst mehr als achtzig Millionen Dollar

erhalten. Daraufhin begann Rocco über Mitchell auch Informationen an die CIA zu verkaufen.

An einem Abend im »Chez l'Ami Louis« in Paris hatten Rocco und Mitchell lange über Sinn oder Unsinn von Folter gesprochen. Mitchell gab zu, dass er – auch wenn er offiziell anders redete – selbst durch sein ausgefeiltes Folterprogramm nie etwas Wesentliches von seinen Opfern erfahren habe. Deshalb sei er auf der Suche nach dem, was er ein »Wahrheitsserum« nannte, und er hatte die Vermutung geäußert, dass die Chinesen oder vielleicht auch die Russen es längst besaßen.

Er habe da eine Idee, hatte Rocco irgendwann gesagt, aber zu bedenken gegeben, dass das einige Millionen kosten würde. Die CIA verfüge über unerschöpfliche Quellen, hatte Mitchell entgegnet ... Es war der Beginn einer ganz besonderen geschäftlichen Verbindung. Die sie streng geheim hielten.

Jetzt griff Rocco zu seinem Weinglas und nahm einen Schluck. Er ließ den Petrus im Mund kreisen und schluckte ihn bedächtig runter.

»Gut?«, fragte Jesu.

Rocco grunzte zustimmend.

Er hatte dem jungen Jesu Sedar Mango einst zu einem Platz in dem Elite-Internat »École des Roches« in der Normandie verholfen. Vornehmstes Pensionat Frankreichs mit Tennisplätzen und Schwimmbad. Das verband sie, und Jesu nannte ihn lange Zeit »Papa«. Jetzt waren sie Partner. Rocco Geschäftsmann, Jesu Politiker.

Nach dem Schulabschluss tobte sich Jesu als der junge Sohn des Präsidenten von Äquatorialguinea in Frankreich und den USA aus, dann gab ihm der Vater

einen Posten, um ihn auf seine Nachfolge vorzubereiten. Staatschef war der Vater geworden, indem er seinen Vorgänger ermorden ließ. Der war sein Onkel gewesen.

Als Landwirtschafts- und Forstminister verlangte Jesu Mango für jeden geschlagenen Baum 28 Dollar Steuern. So verdiente er allein mit dem Holzhandel monatlich eine Million Euro. Er vergab auch die Konzessionen zur Förderung von Öl und Gas. Und sein Land war drittgrößter Ölförderer Afrikas. Rocco beteiligte Jesu an seinen Fluggesellschaften und am Handel unter anderem mit Frauen. So füllten sich auch Jesus Konten bald mit Hunderten von Millionen.

Rocco nahm einen weiteren Schluck vom Petrus.

Schmeckte immer noch gut.

Aber dass man für eine Flasche Bordeaux fünftausend Euro zahlt, hielt er dennoch für übertrieben. Da sind doch streng genommen nur sechs Gläser drin. Achthundert Euro pro Glas!

Rocco, der auf Korsika aufgewachsen war, zog immer noch den heimischen Wein vor. Kräftig, würzig und inzwischen schon mit fünfzehn Prozent Alkohol.

»Trinkst du nur Petrus?«, fragte Rocco.

»Nicht nur. Aber ich habe unten für fünf Millionen Petrus gelagert.«

DER GENDARM VON LIVAROT

Er hatte sich angewöhnt, nachts allein auf Pirsch zu gehen. Am meisten sprang auf der Landstraße raus, die von Livarot zur Autobahn führte. Die einen fuhren zu schnell, andere waren angetrunken oder hatten den Gurt nicht angelegt. Auch das brachte was ein.

In Livarot war er für alle nur »der Gendarm«.

Vor vier Jahren war er hierhin versetzt worden. Und er hatte den Leuten gleich klargemacht, dass der Gendarm die strenge Hand des Rechts war. Und das Recht hatte weder Vor- noch Nachnamen.

Respekt verschaffte sich der Gendarm, indem er ruppig und unfreundlich war. Seine kräftige Gestalt und sein militärisch kurzer Haarschnitt strahlten brutale Gewalt aus. Und so zweifelte auch niemand daran, dass es rechtens war, wenn er für ein Strafgeld nicht immer eine Quittung gab.

In einer stürmischen Nacht fahren die Leute besonders schnell und unachtsam. Sie wollen nach Hause. Und sie meinen, außer ihnen ist eh niemand unterwegs. Geschweige denn eine Streife.

Es hatte für einen Augenblick aufgehört zu regnen.

Der Himmel war pechschwarz.

Der Wind heulte in den Bäumen.

Der Gendarm stand neben seinem Wagen und rauchte.

In der Ferne sah er die Lichter eines Personenwagens näher kommen. Das sah nach überhöhter Geschwindigkeit aus. Er griff durch das Fenster, schaltete das Blaulicht an und trat mit der Kelle mitten auf die Landstraße.

Der Peugeot blieb zehn Meter von ihm entfernt stehen. Der Gendarm zeigte mit der Kelle auf die Stelle hinter seinem Wagen und machte Zeichen, sich dort hinzustellen.

Eine weiße Frau am Steuer, eine schwarze auf dem Beifahrersitz. Sie tuschelten aufgeregt.

Beide waren angeschnallt. Die werden auch nichts getrunken haben. Dafür war es noch zu früh. Also würde er ihnen zu schnelles Fahren zur Last legen.

Die Fahrerin öffnete das Fenster und schaute den Gendarmen an.

»Guten Abend, Monsieur«, sagten beide Frauen fast gleichzeitig.

Der Gendarm steckte den Kopf in den Wagen, zog die Luft hörbar ein und fragte: »Haben Sie getrunken?«

»Nein.«

»Sie sind zu schnell gefahren. Ihre Papiere«, sagte er zur Fahrerin.

Die Frau kramte in ihrer Windbluse, zog einen Packen Papiere hervor, darunter einen kanadischen Pass und eine kleine Plastikkarte. Sie reichte ihren Führerschein schweigend zum Fenster heraus.

Oben in der linken Ecke stand Québec, darunter war ihr Foto zu sehen. Noch ein Jahr gültig.

Die Schwarze hustete laut, machte die Tür auf und stieg aus.

»Moment, bleiben Sie im Auto sitzen«, rief der Gendarm über das Wagendach hinweg.

»Kann ich mir eben die Beine vertreten?«, fragte sie mit mädchenhafter Stimme und sah ihn treuherzig an.

Sie spielte die Demütige, was dem Gendarmen gefiel. Er nickte. Sie ging am Straßenrand in Richtung seines Wagens.

Er behielt sie im Auge, gab der Fahrerin den Führerschein zurück und sagte: »Die Autopapiere.«

Kurzes Schweigen.

»Die Autopapiere! Hallo, aufwachen!«

Die Schwarze war auf der Höhe der Beifahrertür des Polizeiwagens angekommen, drehte sich zum Gendarmen um und rief ihm zu: »Die Papiere habe ich!«

Dann öffnete sie den Wagen, ließ sich auf den Sitz fallen und schlug die Tür wieder zu. Das Blaulicht ging aus.

»He, was soll das denn!«, rief der Gendarm. Mit einem Satz war er bei seinem Wagen und streckte den Kopf ins Innere.

Tracy konnte nicht sehen, was da vor sich ging, aber im nächsten Moment war der Gendarm im Wagen verschwunden. Nach fünf Minuten überlegte Tracy, ob sie nicht die Gelegenheit nutzen sollte, um zu fliehen. Aber das hätte sie verdächtig gemacht. Und der Gendarm hätte wahrscheinlich andere Polizeistellen per Funk alarmiert.

Das lohnte sich nicht. Denn sie hatte sich ja nichts vorzuwerfen. Nun gut, sie hatte den Wagen ausgeliehen für die Fahrt nach Paris und deswegen auch keine Papiere. Mal sehen, wie sie sich da rausreden könnte.

Und sie wollte Togo-toy nicht allein zurücklassen.

Die hatte sich offensichtlich erfolgreich vorgenommen, den Gendarmen auf professionelle Weise von der Frage nach den Autopapieren abzulenken.



Ulrich Wickert

Das Schloss in der Normandie

Ein Fall für Jacques Ricou. Kriminalroman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-41866-0

Heyne

Erscheinungstermin: Januar 2017

Eine finstere Gewitternacht. Zwei Frauen fliehen aus einer Nervenheilstalt in der Normandie. In einem gestohlenen Wagen machen sie sich auf den Weg nach Paris. Dort hat Jacques Ricou soeben eine Klage gegen den Staatspräsidenten von Äquatorialguinea übernommen. Doch je mehr er über dessen Machenschaften herausfindet, desto stärker gerät er von allen Seiten unter Beschuss. Fast zu spät erkennt er, dass die Lösung des Falls nur über das Schloss in der Normandie führt. Welche dunklen Geheimnisse verbergen sich hinter den Mauern der psychiatrischen Klinik?



Der Titel im Katalog